Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

52 (29.12.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Ein berühmter Gengenbacher Abt / Von Balthasar Mooser

Der Name Lamberts von Burn ist nur wenigen bekannt, obwohl er verdiente, ins gleiche helle Licht gerückt zu werden, wie der Name Martin Gerberts, des überragenden Prälaten vom Kloster St. Blasien. Freilich gehört dieser dem achtzehnten, jener dem vierzehnten Jahrhundert an. Schon hinsichtlich der Lebensdaten Lamberts ist man vielfach auf Vermutungen angewiesen. Das Jahr seiner Geburt ist bis jetzt nicht festzustellen gewesen. Es muß in die Zeit zwischen 1320 und 1330 fallen. Für das Jahr 1350 wird Lambert von Burn bereits als Abt des reichsunmittelbaren Benediktinerstiftes in Gengenbach genannt. Er entstammte einem elsässischen Geschlecht, das indessen offenbar weder sehr wohlhabend war, noch sonst eine Rolle spielte. Wo der junge Kleriker seine Studien absolvierte, ist unbekannt, doch darf darauf geschlossen werden, daß er früh auch Italien und Frankreich kennengelernt hat. Von dem Bischof Johann II. von Straßburg wurde Lambert von Burn dem Kaiser Karl IV. (1347—1378, geboren 1316 zu Prag, wo er 1378 verschied), empfohlen. Zwischen dem Reichsoberhaupt und dem Gengenbacher Prälaten kam es zu einem engen, vertrauten, menschlichen Zusammenarbeiten, das wohl den Charakter einer Freundschaft aufwies. Lambert von Burn scheint mit dem Reichskloster im vorderen Kinzigtal sich verwachsen gefühlt zu haben. Behielt er doch die Abtswürde bei, auch nachdem er auf die Bischofssitze von Brixen, Speyer, Straßburg und Bamberg berufen wurde und als Kanzler des Kaisers fungierte — allerdings läßt sich nicht dokumentarisch nachweisen, ob Lambert wirklich Amt und Würde eines Kanzlers einnahm, daß er als solcher Karl IV. und seinem Sohn Wenzel (1378—1400) zur Seite stand, kann nicht bezweifelt werden.

Die Laufbahn dieses geistig hochstehenden Mannes, der offenbar nicht alltägliche diplomatische Fähigkeiten besaß, vollzog sich keineswegs ohne Anfechtungen. Kurz, ehe er zum Bischof von Speyer ausersehen worden war, hatte das Capitel bereits einen Nachfolger des verstorbenen Bistuminhabers erwählt, von dem die Domkapitulare nicht lassen wollten. Es bedurfte des Eingreifens von Karl IV. und von Papst Urban V. — wohl auf Betreiben des Kaisers —, um Lambert in Speyer durchzusetzen. Man nimmt an, daß auf kaiserliches wie päpstliches Einvernehmen Lambert die Abtswürde in Gengenbach beibehielt. Es wird später noch davon zu reden sein, wie wichtig es vor allem für die Reichsstadt Gengenbach war, daß Lambert von Burn die Führung des Klosters beibehielt.

Gewisse Widerstände hatte Lambert auch zu überwinden, als er Bischof in Straßburg wurde. Es mag sein, daß die vornehmen Geschlechter des elsässischen Landes Anstoß daran nahmen, daß nicht einer aus ihren Familien erkoren worden war. Wahrscheinlich war Lambert froh, als er 1374 als Bischof nach Bamberg berufen wurde. Karl IV. stand auch diesmal hinter seiner Wahl. Er hatte dem Bischof, den ungewöhnliche staatsmännische Begabung auszeichnete, schon bisher nicht selten zu politischen Missionen verwendet. Dabei blieb es auch, als Karl IV. starb und Wenzel ihm folgte, der die vertrauensvolle Verbindung mit dem Förderer der Politik seines Vaters pflegte. Zwischen Bamberg und Gengenbach bestanden übrigens seit dem Jahre 1007 bedeutungsvolle Beziehungen. Damals hatte Kaiser Heinrich II., der Fromme, mit anderen Gütern und Orten seine Lieblingsstiftung, das Bistum Bamberg, auch mit dem Lehen des Reichsstiftes Gengenbach ausgestattet. Der Reichsschultheiß wurde durch den Reichsabt im Namen der Kaiserlichen Majestät und des Bischofs von Bamberg eingesetzt.

Hart traf Lambert der Tod Karl IV. Wenn, wie gesagt, er auch Kanzlerdienste bei Kaiser Wenzel leistete, so war eben dieser doch kein Karl. Lambert selbst schloß im Juni 1399 die Augen. Er war hochbetagt. Wo er die letzte Ruhestatt gefunden hat, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Vermutlich war es der Dom zu Bamberg, der ihn aufnahm. Man weiß auch nicht genau, wo Lambert gestorben ist. Nach der einen Version soll er in der Abtei Gengenbach, nach der andern in Bamberg und nach einer dritten in Forchheim in Oberfranken, wo er sich ein Schloß erbaut hatte, verschieden sein. Wenn in der Literatur von Lambert von Burn die Rede ist, so rühmt man ihm staatsmännische Gewandtheit und wohltuenden Einfluß auf die Angelegenheiten des Reiches nach. Nur wenige Gestalten der Zeit, der er angehörte, könnten, so wird hervorgehoben, mit ihm in einem Atemzug genannt werden. Die Regsamkeit und die Weite seiner geistigen Interessen bezeugte eine sehr große Bibliothek, die er hinterließ. Sie wurde später von Rupprecht von der Pfalz für Heidelberg erworben.

Und nun sei noch ein Blick auf die Bedeutung dieses fraglos seltenen Mannes geworfen, soweit sein Wirken in Gengenbach in Erscheinung trat. Lambert von Burn kommt das Verdienst zu, die Privilegien der Reichsstadt durch ein Dekret neu bestätigt zu haben, das auf sein Betreiben 1366 Karl IV. erließ, und durch das die oft umstrittenen Rechte der Stadtverwaltung gegenüber dem Pfandherren neu geregelt wurden. Drei Punkte vor allem wurden klar und eindeutig fixiert:

I. Die Reichsstadt soll — auch die benachbarten beiden Reichsstädte Offenburg und Zell waren dabei einbezogen — so oft sie versetzt und verpfändet würde, das Recht genießen, daß die Zwölfer des Alten Rates sagen dürften, was der Stadt Freiheit sei.

II. Die Zwölfer sollen die gesamte weltliche Gerichtsbarkeit über die Bürger der Stadt ausüben; kein anderer Richter darf sie in dieser Freiheit und die Bürger in ihren Personen und Gütern stören; nur vor dem Reichsgerichtshof sollen sie außerdem Rede stehen.

III. Der Pfandherr darf weder die Stadt noch einzelne Bürger als Bürgen (Garanten) für seine Verpflichtungen gegen ihren Willen einsetzen, und niemand darf sie für Forderungen an jenen haftbar machen wollen, zumal solche Repressalien überhaupt gottlos und unrecht seien.

Verständlich genug, daß die Einwohnerschaft der Reichsstädte, also von Gengenbach, Offenburg und Zell, in diesem Dekret die eigentliche Grundlage der Reichsfreiheit sahen. Man war beflissen, sich diese Privilegien immer wieder neu bestätigen zu lassen. Gengenbach allein hat, wie Eberhard Gothein in seiner „Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes" nachweist, im fünfzehnten Jahrhundert diese seine Privilegien zehnmal von den Kaisern bestätigen lassen, wobei man jeweilen sehr tief in den Geldbeutel greifen mußte — denn auch damals kosteten solche Dinge schon recht viel.

Die Bedeutung Lamberts von Burn für Gengenbach erschöpft sich aber nicht nur in der Einwirkung der reichsstädtischen Privilegien oder in der Neufundierung der Reichsfreiheit — der Abt war auch schlechthin ein Bürgerfreund besten Schlages. Schloß er doch mit Reichsschultheiß und Zwölfer einen Vertrag, demzufolge das Kloster auf zwei Drittel der Nutzung und des Geldes aus den Allmenden verzichtete oder (nach Eberhard Gothein) vielmehr den Anspruch in die jährliche Abgabe eines kleinen Florentiner Guldens und eines geringfügigen Erschatzes umwandelte. Die Forsthoheit der Stadt, Wälder in Bann zu legen und zu schlagen, ward anerkannt, und bei Holzverkäufen nur ein kurzfristiges Lösungsrecht benebst dem Zehnten dem Abt vorbehalten. Mit diesen Zugeständnissen, die für die Reichsstadt außerordentlich viel bedeuteten, setzte sich Lambert in schärfsten Widerspruch zu seinem eigenen Konvent, der versuchte, dem Abt das Recht, eben jene Zugeständnisse zu machen, bestritt. Freilich, kaum hatte Lambert die Augen geschlossen, so setzte sich in der Abtei „jene Tendenz durch, die seit alter Zeit als Gefahr im Hintergrund gelauert hatte, es identifizierte seine Interessen völlig mit denen des Ortenauer Adels. Im Jahre 1398 beschlossen die Konventualen nur noch Adelige in ihre Reihen aufzunehmen ... Und nun wurden bald die Rechte des Klosters nur als Bedrückungen durch den Adel empfunden." (Eberhard Gothein.)

Wenn die Stadtverwaltung von Gengenbach ihre Dankesschuld gegenüber dem Baumeister Victor Kretz, dem Schöpfer des wiedererstandenen prachtvollen Rathauses, dadurch abtrug, daß sie eine Straße nach ihm benannte, so wird sie gewiß nicht zögern, eine gleiche Ehrung dem großen Bürgerfreund Lambert von Burn in naher Zukunft angedeihen zu lassen. Er war der größte der Aebte des Reichsstiftes und eine der verehrungswürdigen Gestalten des Reiches im vierzehnten Jahrhundert.

Winterabend im Gebirge / Von Franz Cingla

Die Winterfluren ruhen schon
in einem wunderhaften Traum.
Des Lebens abendfeiner Ton
schwebt leise nur durch Zeit und Raum.

Die schneebedeckten Straßen sind
verlassen bald und menschenleer
und flüstern mit dem kalten Wind
von manchem Rätsel groß und schwer.

Und manchmal blickt aus einem Tor
der Wolken hell ein schöner Stern.
Du bist so froh und blickst empor
und fühlst nur Liebe nah und fern.

Zwischen Rhein und Schwarzwald

Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG | 29. Dezember 1951 | Nummer 52

Wenn das Jahr zu Ende ist / Von Franz Josef Mayer

Zu allen Zeiten haben Silvester und Neujahr im Leben unseres badischen Volkes eine große und oft sehr bedeutende Rolle gespielt. Noch heute ist dieses Brauchtum nicht erloschen und da und dort sogar zu neuem Leben erweckt worden. Nirgendwo läßt sich dieses Brauchtum in seiner Art schöner und unverfälschter erleben, als auf dem Schwarzwald. Man muß es einmal erlebt haben um zu begreifen, wie von den Bewohnern eines kleinen, abgeschiedenen Schwarzwalddorfes der Silvesterabend mit Freuden erwartet wird. An diesem Abend nämlich gibt sich die Männerwelt im Dorfwirtshaus ein Stelldichein. Da wird vom frühen Abend bis zum Anbruch des neuen Jahres „Zego" geklopft, ein „Mord" gespielt oder gar um eine „delikate" Brezel gebascht. Sonst aber ist es bis zu dieser Stunde sehr still in den Dorfstraßen. Um so lauter geht es dafür in den Bauernstuben her, wo sich die weibliche Jugend zu frohem Spiel versammelt. Und da nun einmal in dieser Nacht eine Frage an die Zukunft erlaubt ist, so werfen sie mit ihrem Fuß einen Schuh über den Kopf.

Schuh aus, Schuh ein,
Wo werd ich übers Jahr sein?

Schaut die Spitze des Schuhes gegen die Stubentür, gibt es bald eine Hochzeit auf dem Hof, der Freier ist nicht mehr fern. Und wem das Glück auf diese Weise nicht will, der gießt Blei, wenn sich die Mitternachtsstunde nähert, und hofft dabei, daß sich im Wasser ein turmähnliches Gebilde auftürmt, das nichts anderes als auch eine baldige Heirat bedeutet. Nun ist das natürlich sehr selten. Meist sind es unfeststellbare, zackige Formen, die nach Ansicht des Volksglaubens nichts Gutes zu bedeuten haben.

Ist aber die Mitternachtsstunde gekommen, sind die zwölf ehernen Glockenschläge verklungen und haben die Glocken eingesetzt um das neue Jahr zu begrüßen, da wird es allüberall lebendig. Die Wirtschaften leeren sich, alles will draußen sein, wenn die Musik das neue Jahr mit einem feierlichen Choral begrüßt, jeder will der erste sein, wenn es gilt, das neue Jahr anzuwünschen. Und nach diesem ersten Gruß, da sammeln sich noch heute da und dort die Neujahrssänger. Von Straße zu Straße, vielfach von Hof zu Hof wandern sie, um ihren mitunter jahrhundertealten Neujahrsgruß zu entbieten. Feierlich klingt der Gesang durch die stille Nacht. Zu den ältesten Liedern dieser Art gehört das Simonswälder Neujahrslied, das schon 1624 urkundlich erwähnt wird. Heute wie vor hundert und dreihundert Jahren lauscht man in Simonswald diesem Gesang.

Jätz isch es wohl biernisch die kälteste Nacht,
Wo das Kindlein Herr Jesus geboren war;
Es ist geboren zu Bethlehem,
Es erfreut sich das ganze Jerusalem,
Es erfreuet sich so wohl, und das ist wahr!
Wir wünschen euch allen ein neues gut's Jahr!

Ein neues gut's Jahr, das gebe euch Gott!
Ihr sollet auch halte, diä zehnte Gebot!
Diä zehnte Gebot, die vier letzte Ding,
Diä wir im neuen Jahr uns schuldig sind.
Im neue sind's wir schuldig, im olte danke wir ab!
Wir wünschen euch allen ein neues gut's Jahr!
Ein neues gut's Jahr und eine fröhliche Zeit,
Wenns Mastochsen regnet und Sukälwer schneit!
Wenn ihr was gebe wollt, gebt uns bald,
Wir müssen noch heut durch fischteren Wald!

Allenthalben werden die Neujahrssänger nach dem Gruß in die Stube eingeladen, wo ihnen Bauernspeck und Kirschwasser kredenzt werden.

Nicht nur im Schwarzwald, im Kinzigtal, auch im Hegau am Bodensee und anderen Gebieten des Landes kennt man das Neujahrssingen. Die Texte der Lieder sind dabei sehr verschiedenartig, der Sinn aber ist immer der gleiche. In Weilern bei Markdorf begrüßt man das Jahr mit folgendem Lied:

Bald habens nun die letzten Stunden
In diesem Jahre ausgedehnt.
Ein gutes Jahr ist nun verschwunden,
Es war mit Ueberfluß gekrönt.
Und niemals kehrt es je zurück,
Entschwunden ist es unserm Blick.

In tiefem Dunkel liegt verborgen,
Was uns bringt das neue Jahr.
Ob Kummer, Schmerzen, Sorgen?
Ob Not, ob Leiden und Gefahr?
Der Friede und der Liebe Glut
Sei euch ein allgesundes Blut!

Und in Möhringen bei Immendingen:

Dich grüßen freundlich unsere Lieder,
geliebtes, neues Jahr!
Das unter Schmerz und Freude wieder
der Zeiten Schoß gebar.

Wir danken Gott, daß wir noch leben,
für unser Hab und Gut.
Dem Kranken mög er Labung geben,
dem Wanderer Fried' und Ruh'!

Sehr alt ist auch das Wyhler Neujahrslied:

Nun ist das alte Jahr vorbei,
Man zählt schon wieder auf das neu.
Und so vergeht, und so vergeht die Zeit,
Einst kommt die Ewigkeit.

Wir wünschen euch aus Herzensgrund:
Es bleib euch Mensch und Vieh gesund!
Dies wollen wir nun hoffen,
Vielleicht ist es getroffen.

Viel Kummer und viel Sorgen
Bringt jeder neue Morgen.
Und so bringt auch das neue Jahr,
Das, was im alten war.

Das neue mag wohl besser sein,
Auf Regen folgt auch Sonnenschein.
Ist dieses Sprichwort wahr,
So folgt ein gut's neu's Jahr!

Am Neujahrsmorgen werden Pate und Patin von ihren Patenkindern zum neuen Jahr mit einer großen Neujahrsbrezel beschenkt. Mit dieser, die ein Dankeszeichen für das „Christkindle" sein soll, werden die besten Neujahrswünsche verbunden. Früher brachte in Wyhl a. K. der Bursche seiner „Zukünftigen" gleichfalls eine große Neujahrsbrezel. Auch der Spitzwecken hatte eine ähnliche Bedeutung. Die Stadt Endingen a. K. verbot im Jahre 1728 für Endingen, Wyhl und Wellingen, Spitzwecken bzw. Neujahrswecken zu backen. Auch durfte den Kindern nicht die geringste Schenkung gemacht werden. Was die Endinger zu diesem Verbot bewog, ist nicht genügend bekannt. Fest steht, daß sich die Wyhler wenig darum kümmerten und trotz des Verbotes ihre Neujahrsbrezel herstellten.

Zu den eigenartigsten Neujahrsbräuchen in Baden gehört der Schiltacher Silvesterzug, der sich bis heute erhalten hat. Nach dem Jahresschlußgottesdienst werden zu Hause die alten großen und kleinen Laternen gerichtet, die vergilbten, von Hand geschriebenen Heftchen mit den Silvesterliedern hervorgeholt. Und gegen neun Uhr strömen die Menschen aus allen Straßen und Gassen dem Marktplatz zu, zünden ihre Laternen an. Auf dem Kirchturm erklingt die große Glocke, und nach ihrem Geläute hebt der Gesang an: „Nun danket alle Gott". Anschließend formiert sich der Silvesterzug. Langsam wälzt er sich durch die Straßen zum Pfarrhaus, wo der Pfarrer den Gläubigen einen Ueberblick über die Geschehnisse in der Kirchengemeinde gibt, seinen Mitarbeitern dankt und der Gemeinde Frieden und Glück zum neuen Jahre wünscht. Unter dem Gesang von Kirchen- und Volksliedern bewegt sich der Zug dann vor das Rathaus, wo das Stadtoberhaupt über die wichtigsten Ereignisse und über die zukünftigen Aufgaben der Gemeinde spricht.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Dabei sind zwei Tier — Ochs, Esel allhier“ / Linus Kintzinger

So wie zur Heiligen Familie im Stall, in dem der Heiland zur Welt kommt, Ochs und Esel gehören, so spielen im bäuerlichen Brauchtum auch die Bewohner des Stalls eine Rolle. Doch erinnern wir uns erst an jenes alte Weihnachtslied, dem die Ueberschrift dieser Zeilen entnommen ist:

Die Hirten im Feld
Verließen ihr Zelt,
Sie konnten kaum schnaufen
Vor Rennen, es laufen
Der Hirt und der Bub — der Bub
Dem Krippelein zu.

Ach, Vater, schau! schau!
Was finden wir da!
Ein herziges Kindlein
Auf schneeweißen Windlein;
Dabei sind zwei Tier — zwei Tier,
Ochs, Esel allhier . . . . .

Die Einbeziehung von Ochs und Esel ins heilige Geschehen der Weihnacht ging sehr vermutlicherweise von der Beziehung aus, in der weit mehr wie heute in der alten Welt der Mensch zum Tier stand — unter ländlichen Zeichen noch heute steht. Heinrich Hansjakob schreibt in seinen heute viel zu wenig gelesenen Erinnerungen „Aus meiner Jugendzeit“ u. a.: Hugo, der Knecht, lehrte mich die Liebe zu den Tieren. Ihm verdanke ich meine Kinderfreude im Stalle. Ich gestehe, daß ich bei meinem Freund Hugo unter den Rindern, Kühen und Kälbern mehr natürliche Freude erlebt habe, als die vornehmen Kinder unserer Zeit in ihren „Puppenzimmern“ und unter dem Firlefanz, welcher diese ziert. Wenn ich mit Hugo auf dem Kuhwagen, mit duftendem Klee beladen, mitten im Grünen und Blumen sitzend, heimfuhr, da war ich mindestens ebenso glücklich, wie das Prinzlein, das mit seinem langweiligen, steifen Hofmeister im Prachtwagen durch seines Vaters Residenz fährt.“ Und dann faßt der unvergleichliche Schilderer von Land und Leuten im Schwarzwald seine Auffassung über die Bedeutung, die die Liebe zu den Tieren im Leben des Menschen spielen sollte, zusammen: „Wer nicht mit den Haustieren im Stall herzlichen Verkehr gehabt hat in seiner Jugend, dem geht ein Stück Humanismus ab, der wird nie ganz lernen, die Tiere als Mitgeschöpfe Gottes zu lieben und zu — achten.“

Es ist etwas Rührendes und, wenn man will, Erhabenes um die Sorge eines guten Knechts, einer Magd, des Bauern, der Bäuerin, um die Kreatur im Stall. All dies klingt im Ochs und Esel des Stalles von Bethlehem an! Ist es unnötig, dies wieder einmal auszusprechen?

In der Schwarzwälder Bergheimat legten wir Kinder am Heiligen Abend einen kleinen Bündel Stroh für Ochs und Esel vor die Türen. Und wenn er am Morgen verschwunden war, so hätte keine Gewalt uns ausreden können, daß er wirklich das Oechslein und das Eselein erfreut habe . . . . .

Das Brauchtum, das an den Stall anknüpft, ist ungemein vielfältig. Man räuchert in der Weihnachtszeit in den sogenannten „Rauchnächten“ den Stall aus. Man gibt den Tieren vom Heiligwoogwasser zu trinken. Man schreibt K + M + B am Dreikönigstag über die Stalltüre. Heiratslustige Mädchen klopfen an den Hühnerstall, um sich orakeln zu lassen, ob sie einen Mann im neuen Jahr kriegen, wenn der Hahn kräht, oder ob sie wieder leer ausgehen, wenn eine Henne gackert. Und an Lichtmeß klopft die Bäuerin an die Immenstöcke: „Bienlein, freut euch, Lichtmeß ist da!“ Aber soweit sind wir ja noch gar nicht. Wer die Weihnacht erlebt mit Pferd oder Rind, mit Schaf oder Geis, mit Hühnern oder Gänsen, oder auch nur mit einem treuen Hundetier, der wird, wenn er um das beglückende Geheimnis des Vertrautseins mit allen Geschöpfen weiß, immer wieder gerne auch die nichtmenschliche Kreatur durch einen guten Bissen und ein besonders freundliches Wort am Fest teilnehmen lassen.

Der Kalender der Kindheit / Von Karl Burkert

Der Kalender ist alt geworden, sehr alt. Leibarm und abgemagert wie ein Mensch, der seine guten Zeiten hinter sich hat, hängt er an seinem Nagel. Man sollt' es nicht glauben, was noch alles in ihm steckt. Nur die Kinder wissen es. Alle Tage drängen wir jetzt unsere Köpfe davor, stehen auf den Zehen, und mit ungeduldigem Finger und Augen voller Begierde blättern wir ihn gründlich durch.

Immer niedriger wird der Sonnenbogen, die Stuben werden von Tag zu Tag düsterer. Die Dorfstraße erstarrt unter den Nachtfrösten und in der Frühe zerklirren die dünnen Eisspiegel, die darauf liegen, unter Rad und Schritt. Wir drücken die Nase ans Fensterglas und warten auf die erste Flocke. Eines Morgens, als wir aufwachen, riecht es nach Schnee. Die Nacht hat ihn gegeben, leise und ungesehen. Und dann schneit es ohne Unterlaß eine geschlagene Woche. Es schüttet die Baumgärten zu, es schüttet die Wälder zu, die weißen, schweren Lasten hängen die Halden hernieder. Nun läßt sich so bald kein fremder Menschenfuß mehr im Dorf sehen. Nur das Schulgevölk zieht allmorgendlich, wenn noch kein Tag graut, von den Weilern und Einschichten daher, den rupfenen Tafelsack auf dem Buckel. Eine trübzwinkernde Weglaterne zuckelt da und dort in einer kleinen klammen Faust. Katechismusverse und Gesangbuchlieder, die sie in der Schule aufsagen müssen, murmeln die Buben, die Mädchen vor sich hin, und dabei treten sie unentwegt ihre schwachen, und doch so beherzten Stapfen in das stille, reine Schneeland.

Die Meisen, Ammerlinge und Bergfinken streichen jetzt, ganze Wolken, in das Dorf herein. Die Rabenvögel hocken schwarz und melancholisch auf den Zaunsäulen, harren, bis der Bauer die Sau sticht. In den Baumgärten liegen Hasenfährten und die Wälder sind jetzt so fern. In der Nacht, wenn der kalte Wolfsstern über dem Kirchdach zackt, klagt der Kauz aus dem Scheunenloch oder ein Fuchs belfert, man weiß nicht, wo. Der alte Valentin Gilgenschein, was der Postbote ist, schnauft alle Tage schlimmer, sagt, wenn das so fortmacht, mit diesem verdammlichen Wetter, könne er's bald nicht mehr erwältigen. Und die Eiszapfen klingeln in seinem scheckigen Bart. Wir Buben haben jetzt immer die warmen gestrickten Wollenhauben, mit den beiden Augenschlitzen, über die Ohren gezogen und hoffen, daß es noch dicker kommt. Kaum die Schule aus, zerren wir den Bockelschlitten aus dem Schupfen und bis zum Betläuten schrillt die Halde von hundert Schneeschellen.

Tiefer und tiefer hüllt sich das Dorf ein. Wie hinter Schanzen und Wällen liegen die Grasgärten hinter den verwehten Hecken. Der Bach ist zugewachsen. Das kleinwunzige Nachtwächterhäuslein ist bis zur Dachfranse in Schneewächten vergraben und der Kipfensteffel kann schon ums Dreiuhrläuten ohne seine grelle Schusterkugel nicht mehr auskommen. Manchmal wabert ein Strohfeuer in einer Peunt und dann wird eine Sau gesengt. Frisches Tierblut liegt auf der Hofstelle im Schnee. Der Gilgenschein erschnuppert den lieblichen Rauch schon von aller Weite, schnalzt vergnügt mit dem Daumen. In der dämmerigen Schulstube, dem Kantor, hopst eines Tages das kleine Tannenbaumlied, grün und waldfrisch, in den Geigenstrich und wir singen es mit großer Andacht. Unter allen Bankladen geistert es plötzlich von uralten Sagen und Märlein, und mit traumtrunkenen Augen sehen wir die Mittwinternacht heraufkommen.

Und der Kalender ist schon gar kein Kalender mehr, nur noch ein paar zerzauste Blättlein baumeln schütter an ihrem Draht. Draußen um die breiten Backöfen schleicht nun mitunter ein Rüchlein von Hutzelwecken und drinnen in den Schränken und Truhen knistert es von manchem süßen Versprechen. Die Nächte wollen gar kein Ende mehr nehmen. Doch weiß man sie brav zu nützen. Krätzen werden geflochten, Schindeln und Kienspäne geschleißt, und die Rockenstöcke haben ihre fleißigste Zeit. Der Barbarabuschen stand im Stubenwinkel in seinem Wasserhafen, ragte gar still und schien ganz tief zu schlafen. Aber ein leises Leben webt und wirkt in seinem Holze, zirpt unter der Rinde und in allen den prall geschwellten Knospen, und von Tag zu Tag enthüllte sich mehr sein süßes Geheimnis. Wir sahen es: Nicht lange noch und das Wunder ist voll und fertig! Dann, an einem Morgen, entfalteten sich maienweiß und zart die Fliederdolden unter der niedrigen Stubendecke. Oh, wie machte das die Stube hell! Auch unsere Herzen und Seelen. Das war, wie wenn die Augen Gottes zu allen Fenstern hereinblickten und ein lächelnder Cherub mitten unter uns getreten wäre.

Und nun sind alle die schönen Tage vorüber. Das Weihnachtsfest ist verklungen. Neujahr ist in Sicht. Noch wenige Tage... zeigt der Kalender. Er ist ganz, ganz dünne geworden. Wieviel Schönes zeigte er uns an. Der Kalender meiner Kindestage ist längst zerflattert.

Weisheiten am Wege

Nicht jedes Gewächs, das man Unkraut nennt,
Verdient, daß mans ausreißt und verbrennt:
Möchte man so mit den Menschen verfahren,
Sie müßten sterben in hellen Scharen.

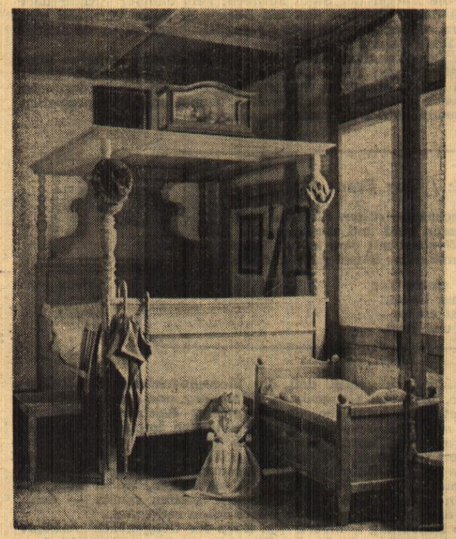
Lern' vom Baum! Der bescheidet sich klug,
Verstrickt ihn der Winter in harrendes Ruh'n;
Ueberleg — gibt's nicht fürwahr genug
Gründe, dem Baum es gleichzutun?

Jodocus Vydt.

Vom Vogelkopf zum Wildsee / Von Herbert Wendt

Nicht die ausgetretenen Wanderwege allein schließen uns den Schwarzwald auf. Wie bei einer schönen Frau gerade das Verborgene und Geheimnisvolle die rechte Leidenschaft entfacht, so offenbart sich das tannendunkle, quellenfeuchte Gebirge erst vollends, wenn man es heimlich, auf unbekannten Pfaden, beschleicht. Wildwechsel sind es, in ewiges Dämmern getauchte Schneisen, kaum sichtbare Serpentinen über steiniges Geröll, die uns einen Blick in die Seele des nördlichen Schwarzwaldes tun lassen. Waldflecke wie Seibels Tanzplatz zwischen Hornisgrinde und Langer Grinde, Höhen wie den Ochsenkopf südlich von Herrenwies, Gewässer wie Schurmsee, Hutzenbacher See und Buhlbachsee kennt kaum einer, und dennoch sind sie es, die den Liebhaber begeistern, die erst den rechten Hintergrund schaffen zu der vielbesungenen, über Plättig, Hornisgrinde und Kniebis sich windenden Höhenstraße von Baden-Baden nach Freudenstadt.

Selbst ein so bekanntes Wasser wie der Wildsee hinterm Ruhestein, der jetzt aus seiner schwarzen Urwaldeinsamkeit erlöst ist und im letzten Sommer den Badefreudigen den Mummelsee ersetzt hat, läßt sich auf dem Umweg über versteckte Märchenwinkel erreichen und verrät dann plötzlich seine ganze Schönheit. Besonders im Spätsommer zur Heideblüte, und im Herbst, wenn Sträucher und Laubbäume in glühenden Farben flammen, lohnt es, die Straße zwischen Allerheiligen und Ruhestein am Fuße des Melkereikopfes, dort, wo sie in einer großen Schlinge hochsteigt, zu verlassen und auf einem durch ein Schild gekennzeichneten Pfad bergauf zu wandern, in dichtes, scheinbar wegloses Tannen- und Fichtenholz hinein.



Bauernstube aus dem Linzgau
Foto: Heinz Finke.

Verloren ist jählings der Rhythmus der vertrauten Höhenwanderung, verschwunden die Aussicht über Wälder und Kuppen in den Glast der Oberrheinischen Tiefebene, und eine verfilzte, moos- und flechtenzerfressene Baumwoge schlägt über uns zusammen. Unser Fuß streift zyklopenhaft getürmtes Geröll, ein Sprung Rehe verhofft und huscht dann ins Irgendwo, das Trittsiegel eines Hirsches ist deutlich in die Waldstreu geprägt.

Auf der Höhe, während wir den Schlangenlinien des Weges über Melkereikopf und Vogelskopf folgen, tritt uns dann ein Bild entgegen, wie wir es einzig im norddeutschen Flachland erwartet hätten. Die Rücken der beiden ineinander übergehenden Berge haben den Wald abgeschüttelt; weißer flimmernder Sand dehnt sich, so weit das Auge reicht, durchblutet von purpurner Heide, vom Ginsterbrand und dem Lackglanz der Preiselbeersträucher. Auch Wacholder scheint eine seltsame Geisterhand hierher verpflanzt zu haben, Machangelbüsche wie im Grimm'schen Märchen. Wenn wir sie aber näher betrachten, diese koboldigen, verschrobenen und zu Käuzen und Gnomen gedrechselten Gewächse, dann sehen wir, daß es verkrüppelte Bergföhren sind, denen Wind, Sand und Heide eine zwillinghafte Aehnlichkeit mit dem niederdeutschen Wacholder verliehen haben.

Bussarde schwimmen in der Weißglut des Himmels. Die Luft ist in ständiger, wehender Bewegung, so sehr, daß man sich manchmal auf eine innerasiatische Hochsteppe versetzt glaubt. Der Wald umbrandet unsere Füße und begrenzt den Blick. Ueber die Bergwipfel hinweg sehen wir bisweilen in die blaue horizontlose Weite und vergessen völlig, daß wir rings von tausend Meter hohen Bergen umgeben sind. Eine Kreuzotter kriecht langsam durch den Sand, harmlos, wenn man sie in Ruhe läßt und nicht nach ihr schlägt oder tritt. Hasen jagen im Zickzack über das Heidekraut. Und ein Millionenheer von Insekten singt und musiziert in den Blüten.

Hinterm Vogelskopf geht es abwärts, zum Ruhestein, wo wir auf den Höhenweg Basel-Pforzheim treffen, der uns auf dem Seekopf, dicht vor dem Wildsee, noch einmal über Sand und Heide, an wacholderähnlichen Krüppelkiefern vorbei, führt. Aber diesmal mutet alles gepflegter an, fast parkähnlich. Nur die wehende Luft ist geblieben; sie verläßt uns erst, wenn wir in den Urwald der verschlungenen, zu Spiralen gedrehten und halbvermoderten Riesenbäumen hineinsteigen der die Wände des Seekessels bildet.

Der Gegensatz zwischen der offenen Hochgebirgsheide und dem schattigen Dickicht dieses unberührten Waldes, in dessen Mitte glitzernd und unergründlich der düsterste aller unserer Seen schwimmt, ist so verblüffend, daß der Atem stockt. Es ist, als stürze man aus einem Wolkenschiff hinab in ein zwielichtiges Höhlengeheimnis. Und wenn man dann noch über Pfälzerkopf und Riesenköpfle nach Osten wandert, dem alten Fischerpfad zur Murg folgend, und im endlosen menschenleeren Forst den Auerhahn polternd aufstehen hört, dann hat man den Dreiklang des nördlichen Schwarzwaldes ganz und gar erlebt: lichte, winddurchbrauste Höhen, schwarze Seentiefen und blaugrüne schwingende Weite der nach Harz und Tieren duftenden Jagdreviere.

Mitten im Leben

Wenn der Nachbar dich lobt, sollst du nicht gleich Taktik oder Spekulation wittern. Letztlich kommt viel Unfriede auf der Welt vom latenten Mißtrauen gegen alle.

*

Erwarte von deinen Kindern nicht, was du ihnen schuldig bleibst. Ein guter Erzieher ist nur, wer sich selbst zu erziehen weiß — und das unermüdlich, sozusagen bis zum letzten Atemzug.

*

Vom Staat mehr zu erhoffen und zu verlangen, als daß er drinnen Ordnung hält und nach draußen der Volksgemeinschaft Achtung, vielleicht sogar Zuneigung erwirbt, heißt, ihm Aufgaben zuweisen, die du selbst zu erfüllen hast.

*

Nichts entkleidet den Menschen mehr seiner Würde, als wenn er Mitmenschen vorsätzlich Unrecht zufügt.

*

Auch für den Ozean des Lebens erlangt man Seetüchtigkeit nicht von ungefähr. Wer aus bestandenen Stürmen nichts lernt, wird mit seinem Boot immer wieder kentern. Wer bei jedem widrigen Windstoß SOS-Zeichen gibt, ehe er zunächst versucht hat, aus eigener Kraft das Steuer zu führen, wird allmählich jedes Selbstbewußtsein einbüßen.

*

Beim Jäten vergiß nicht, darauf zu achten,
Wie entzückend selbst Unkraut kann sein:
Und muß doch, entwurzelt, elend verschmachten,
Damit Kohl und Salat dir können gedeihn....
Schadet nichts, wenn dir dabei zum Bewußtsein kommt,
Daß ein besser Los menschlichem Unkraut frommt.

*

Wer nur gärtnert, um der Realitäten willen,
Bleibt vom Zauber des Gartenwerks unberührt,
Von den tausend Wundern, den geheimen, stillen,
des Sprossens und Reifens er nichts verspürt.

*

Sonne und Regen,
Beides bringt Segen.
Fühlen und Wissen
Keins kannst du missen,
Soll ein Werk gedeihn,
Wie klein es mag sein.

Jodocus Vydt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg